№ 2 — Neue Gartenlaube — 1901

Beilage zum „Danziger Courier“.

Zur 200jährigen Feier der Erhebung Preussens zum Königreich

am 18. Januar 1901.



Friedrich I

Am 18. Januar werden es 200 Jahre, daß zu Königsberg das Königreich Preußen begründet wurde. Eine europäische Großmacht, nun zur Weltmacht emporgestiegen, hat es den Deutschen eine besser gefügte Einheit und erfolgreichere Führung gebracht, als es jemals unter den berühmtesten Kaisern ihrer alten Geschichte besessen hat. Dem Hohenzollerntum verdankt es Deutschland, daß es seit 1870 und besonders seit den neunziger Jahren eine glänzende Reihe von Ruhmesjubiläen hat feiern können, so viele, daß es manchen sogar schien, als würde es allmählich Zeit, nicht mehr bloß zu jubilieren und zu feiern, sondern von den erhebenden Erinnerungen auch einmal wieder zu neuen Großthaten und grundlegenden Schöpfungen für die Ruhmeserinnerung weiterer zukünftiger Geschlechter zu kommen. Aber wie dem auch sei, wenn am 18. Januar die deutschen und die preußischen Banner flattern, die Bürger von Königsberg ihre Ehrenpforten erbauen und sie mit dem schwarzen Adler und der preußischen Königskrone schmücken werden, so wird gerade das ganz gewiß ein Fest sein, dessen wir uns erfreuen sollen und das das Hohenzollernhaus und die Seinen mit ihm sich redlich verdient haben. Mit vollberechtigtem Jubel wird ganz Deutschland und das Deutschtum auf dem Erdball allerorten gerade auch dieses Jubiläum des preußischen Königtums feiern. Denn ohne dieses würden wir Deutschen allesamt heute noch nichts in der Welt bedeuten. Das Königtum von Preußen ist und bleibt immer dasjenige, was die Kaiserkrone der Deutschen so fest aufs Haupt der Zollern gesetzt hat und was sie so herrlich und gebietend funkeln läßt.

Wer hätte es wohl je geahnt, daß die anfangs des Jahres 1255 im preußischen Samland entstandene Burg und Stadt Königsberg dereinstmals dazu berufen sei, die Königs- und Krönungsstadt des führenden deutschen Fürstenhauses zu werden? Und daß durch die Krone, die hier genommen wurde, den Deutschen ihr Reich zurückgewonnen werden sollte, das deutsche Reich, welches eben damals, als Königsberg erbaut wurde, 1255, in die kaiserlose, die schreckliche Zeit, in das Interregnum hinabsank.

Aber nicht lange währte es, und schon im Jahre 1655, im nordischen Kriege, setzte der feurige junge Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, planvoll und entschlossen die brandenburg-preußische Heereskraft mit ein und erzwang es, daß Polen in den Verträgen von Labiau, Wehlau und Oliva den Herzog von Preußen als lehensfrei und als unabhängigen Landesherrn anerkennen mußte. Damit war der Kurfürst von Brandenburg in seiner Eigenschaft als Herzog von Preußen etwas geworden, was sonst kein Kurfürst, Herzog oder Fürst des römischen Reiches schon sein konnte: ein niemandem unterthaner und verantwortlicher Fürst und europäischer Souverän. Das ist es, wodurch dieser große und unvergeßliche Herrscher, der mit all' seinem Denken und Thun am Eingange unsrer neueren glückhaften deutschen Entwickelung steht, auch die Grundlagen des preußischen Königtums schon gelegt und seinem Sohne dieses stolze Erbe hinterlassen hat.

Dieser sein Sohn, Kurfürst Friedrich III., hat es dann erstrebt und durchgeführt: ein König des Landes zu heißen, welches er souverän besaß. Friedrichs I. Sohn, Friedrich Wilhelm I., kommt das Hauptverdienst zu, die von seinem Vater geschaffenen innern und äußern Machtmittel neu gefestigt und erweitert zu haben; auf seinen Schultern stehend, war es dem großen Friedrich beschieden, das erste Wort in der damaligen Welt mit dem Degen zu erringen.

Dann hat ja Preußen leider nach ihm eine schlimme Zeit gesehen. Der Tag von Jena 1806 und der Tilsiter Friede haben Preußen nur allzuschmerzlich aus diesem Rasten und Rosten aufgerüttelt. Auch wir leben heute in einer Zeit, wo der Hohenzollernkrone neue, hohe Aufgaben gestellt sind. Daß ihr Träger sie klar, mit Energie ins Auge gefaßt hat und verfolgt, weiß jedermann.

Mit Genehmigung des Prof. Dr. Ed. Heyck, München.



Kaiser Wilhelm II.



Der Talisman.

Roman von M. von Ekensteen. [2]

(Fortsetzung.)

Als sie heranwuchsen, erfüllte ihnen der Vater fast jeden Wunsch, begünstigte jeden Hang zu Liebhabereien, nur um ungehindert und ungestört ein stilles, einsames Träumerleben führen zu können und froh, daß die Knaben zu kräftigen, lebenslustigen Jünglingen sich entwickelten, fragte er wenig nach der Entwickelung ihrer Charaktere und Neigungen. In seiner fast krankhaft ausartenden Sucht allein zu sein, prägte sich jedoch in ihm immer mehr der ihm angeborne Charakterzug herrischen Eigenwillens aus, und von einem fast übertriebenen Adelsstolz beseelt, widmete er seine ganze Zeit dem Studium und der Erforschung der ersten Anfänge ihrer Familiengeschichte.

Aus alten Ueberlieferungen wollte er Anhaltspunkte gefunden haben, daß die Familie noch von einer reichsgräflichen Linie abstamme, und kaum hatte ihn dieser Gedanke erfaßt, als sein ganzes Trachten und Streben darauf hinzielte, dem Namen den alten Glanz und die alte Macht wieder zu gewinnen.

Plötzlich erinnerte er sich wieder seiner Söhne, die er vorher ohne Zaudern zur Ausbildung an Gymnasien und Hochschulen hatte ziehen lassen, und nun rief er sie mitten aus dem Studium und dem frohen, ungebundenen Leben in die Einsamkeit der alten, weltabgeschiedenen Stammburg. Doch die Söhne waren keine Knaben und keine lenkbaren Jünglinge mehr. Der Zug freier Weltanschauung war ihnen tief ins Wesen gedrungen und die Herrlichkeit hoher Abstammung wurde ihnen nicht klar, weil ihre Lehrer und Erzieher selber kein adliges Blut in ihren Adern hatten. Man nannte sie zwar allenthalben gescheidte, hochtalentierte und brave Burschen, aber — das, was der Vater an ihnen am meisten geschätzt haben würde, das ging beiden ab: das tiefe Verständnis für die Aufgaben, Vorrechte und hohen Pflichten des Adels. Nähere Einzelheiten sind ja nie bekannt geworden, aber es soll sofort nach der fast erzwungenen Heimkehr der Söhne mitten in der Universitätszeit zu entsetzlichen Auftritten gekommen sein, weil beide ihr Studium nicht aufgeben wollten, und zumal Kurt soll wiederholt dem Vater vorgestellt haben, er lasse von seiner „Kunst" nicht.

Da erst hat Hieronymus erfahren, daß Kurt ein Maler werden wollte, nicht nur als Dilettant, wie es ja auch dem vornehmen Mann erlaubt gewesen wäre, sondern als Beruf, ganz und voll der Kunst sich weihend, und jeden Augenblick bereit, alle Rechte der Erstgeburt an Roderich abzutreten. Erst versuchte es nun der Vater mit Vorstellungen, aber nicht Milde und Güte leitete seine Worte; verbittert vom Gram, verdrossen durch die Einsamkeit, starr in seinem Despotismus verlangte er unbedingten Gehorsam, den der in Freiheit des Willens erzogene Knabe verwehrte; dann stellte er ihm vor, daß er, mit solchen Gesinnungen nie eine standesgemäße Partie finden würde, nie dem alten Namen würdige Nachkommen erziehen könne; da aber lachte Kurt auf, „das sei nimmer nötig, er habe schon gewählt!"

Da soll es eine tolle Scene gegeben haben, daß die Diener sich verkrochen, denn in solcher Wut hatten sie den Herrn noch nie gesehen. Er hatte nach der „Wahl" gefragt, und ganz stolz hatte Kurt erzählt, daß es eines armen Kunstmalers schönes Töchterlein sei, so süß und lieblich wie eine Elfe und so rein wie ein Tautropfen; sie heiße wie die vielliebe verstorbene Frau Mutter Julia, aber sie besitze keinen andern Adel, als ihre schöne Seele und keinen andern Reichtum als ein goldenes Herz."

Was sie dann noch geredet, hat nie eine Menschenseele erfahren, aber ein Toben und Wettern hat's gegeben bis in die Nacht, und weder der Vater noch der Sohn haben geschlafen. Am andern Morgen hat Hieronymus dann den Sohn vor sich befohlen, drunten in der Kapelle, und vor dem kleinen Schrein neben dem Altar, wo die Familientalismane verwahrt wurden, hat er ihn angeherrscht, zu schwören auf das Kreuz und den Ring, daß er lassen wolle von dem Mädchen.

„Nimmer!" hatte Kurt gerufen, „deß sei unser Herrgott mein Zeuge!"

Da hat der Vater zähneknirschend gesagt: „Dann gehst Du Deines Erbes verlustig!"

„Sei es drum, Vater, aber ich kann nicht anders; das Mädchen ist rein wie Schnee und ich hab sie lieb, und sie hat mein Wort!"

„So sag ich mich los von Dir!" hat wieder der Vater gegrollt und Kurt hat gerufen:

„Vater — nicht das; ich thu ja kein Unrecht! Was liegt an Adel und Name? Rauch und Schall ist's, und wir gehen alle denselben Weg!"

„Willst Du schwören?"

„Nein!"

Dann hat's geklirrt, wie von springenden Scherben, der Vater hat die Thür ergriffen und stürmte hinaus mit dem Fluch:

„So nimm sie und werde mit ihr allein fertig! Ich kenne Dich nicht mehr, aus ist's zwischen uns!"

Kurt hat an die Stirn gegriffen, wo ihn etwas getroffen hatte; es war der rote Kristallbecher, worin die Talismane der Familie verwahrt wurden; auf der Erde lag er in tausend klirrenden Splittern und das alte Kreuz aus feinen Goldfäden gesponnen mit der Emailplatte und der seltsamen Inschrift ib god si rad. 1663. lag gleichfalls zerbrochen auf den Steinfliesen der kleinen Kapelle. Kurt nahm einen Teil des Kreuzes auf und kniete nieder vor dem Altar und blieb mit gesenktem Kopf, als bete er; als er nach einer Stunde sich erhob, war er zum Sterben bleich und langsam ist er fortgeschlichen aus der Kapelle, aus dem Schloß und aus dem Park.

In der Sakristei hielt sich ein junger Gärtnerbursche auf, der hatte Blumen geordnet und war Zeuge der Scene geworden; von dem habe ich alles erfahren, als er viele Jahre später ein Mädchen von unserm Gut ehelichte."

„Tante Hildegard, Deine Geschichten machen mich ganz bang und nervös," sagte die junge Frau, Egon leerte sein Glas und Astolf meinte: „so ein thörichter, sinnloser Schwärmer!" aber die alte Tante lehnte sich zurück und mit einem Blick nach der Uhr sagte sie:

„Es ist erst 9¼ Uhr, ich kann Euch die Geschichte noch zu Ende erzählen, wenn Ihr den Schluß noch hören wollt?"

„Gewiß," „aber natürlich!" „selbstredend!" klang es zurück, Helene legte neues Holz auf die verglimmende Glut, und Fräulein Hildegard fuhr fort:

„Ohne sich umzuschauen war Kurt arm und verstoßen fortgezogen, aber nach wenigen Tagen schon hatte er dem Bruder einen langen Brief geschrieben, und es muß wohl zwischen Roderich und dem Vater noch Auseinandersetzungen seinetwegen gegeben haben, denn ein wohlbeschwerter Brief ging nach wenigen Tagen an ihn ab, darin lag sein schmales mütterliches Erbe, aber kein Wort begleitete die Papiere, der Bruch zwischen Vater und Sohn war nicht nur das jähe Aufflammen plötzlicher, zorniger Regung gewesen, selbst dem Jüngstgebornen verbot die väterliche Autorität den fernern Verkehr mit dem Bruder.

In seiner Wut hatte Hieronymus die Lebenstalismane der Familie gegen Kurt geschleudert; der rote Kristallbecher, von dem die Familienchronik sagte, Zwerge hätten ihn einst den Ahnen des Hauses geschenkt als Symbol des Glückes, der war auf geheimnisvolle Weise gesprungen in jenen Tagen, als Frau Juliette den zweiten Sohn gebar, und nun waren nur noch Splitter und Scherben vom Boden der Kapelle aufgelesen worden; den Ring, die Gabe eines unbekannten Pilgers an die Ahnfrau der Fichte, hatte man unter dem Altarteppich gefunden, vom Kreuz aber, das ein Kreuzritter aus dem heiligen Lande mitgebracht hatte, war nur mehr ein Bruchteil gefunden worden, so viel man auch suchen mochte, trotz hochnotpeinlicher Untersuchung aller Bediensteten und Arbeiter. — Nun machte sich plötzlich der alte Aberglaube wieder wahr, Unheil über Unheil traf ein!"

„Sollte daran wirklich etwas sein?" unterbrach Astolf ungläubig lächelnd die Tante; „in unsrer aufgeklärten Zeit glaubt doch kein Mensch mehr an derlei Sagen!"

„Versündige Dich nicht!" rief mit einem scheuen Blick auf die alten Ahnenbilder die Erzählerin, und rufe die schlummernden Hausgeister nicht wach! Weißt Du nicht von dem Familien-Talisman der Haugwitz, der prächtigen Perlenkette? Erzählt nicht die Chronik, daß eines Familiengliedes Schloß von der Grundmauer bis zur höchsten Zinne barst, weil er freventlich eine Perle zerschlug, um zu prüfen, woraus sie bestände?"

„Märchen, auf Zufälligkeiten aufgebaut," lachte Astolf, doch seine Mutter fiel ihm ernst in die Rede:

„Nennst Du das auch Zufall, was den Veltheim auf Harbke geschah?"

Du meinst die Geschichte, die mit dem altertümlichen Ring, den Rüdiger von Veltheim, Erzbischof von Magdeburg im 12. Jahrhundert trug?"

Ob ein Rüdiger einen Talisman-Ring trug, weiß ich nicht, aber das weiß ich genau, daß einst der Ring, der aus zwei Teilen zusammengefügt war, getrennt wurde, um den beiden Söhnen Burchhards von Veltheim je einen Teil zu geben. Und nun brach das Unglück über die Familie herein, so daß die eine Linie gänzlich erlosch!"

„Und," warf Frau Helene ein, „zwei Frauen der Familie waren es, die auf den Gedanken kamen, den Ring wieder zusammenfügen zu lassen; kaum aber waren die Teile wieder vereint, als auch das alte Glück wieder über die Familie kam!"

„Und die Falkensteins im Selkethal . . .“

„Genug, genug!“ versetzte Astolf, mit einem Gesicht, das sich bemühte ernst zu sein, „es wird ja unheimliche Geisterstunde, wenn wir uns bei den gruseligen Geschichten aufhalten, ehe Tantchen zum Kern ihrer Erzählung kommt! Recht eigentlich wollten wir doch wissen, wieso möglicherweise Fräulein Aston erbberechtigter sein könnte, als wir!“

Etwas verletzt meinte Fräulein Hildegard:

„Als Aelteste hielt ich es einigermaßen für meine Pflicht, Euch so viel ich selber von Hieronymus und seinen Schicksalen weiß, zu erzählen.“

„Gewiß, liebe Tante, und wir sind Dir ja alle so von Herzen dankbar; Du kennst ja doch den unverbesserlichen Spötter Astolf! Er meint es gar nicht so schlimm, wie er immer thut; erzähle nur zu Ende, Du siehst, wie die Kerzen schon herabglimmen und die Nacht rückt stetig vor!“

Versöhnt lächelte die alte Dame ihren Liebling Egon an und schneller sprach sie nun, als ob ihr selber darum zu thun wäre, bald zu Ende zu kommen:

„Trotzdem Astolf es nur Zufall nennt, brach jetzt das Unglück über die Herren von Fichteneck herein; Roderich verunglückte durch ungeschicktes Verfahren mit dem Gewehr auf der Jagd und starb, ohne von seinem Vater Abschied nehmen zu können; ein Waldbrand verheerte die wundervollen Bestände auf der Besitzung Steinborn, drei Jahre brachten Mißernten, eine Hochwasserflut brach die Dämme ein, und schließlich traf Hieronymus ein Schlaganfall, der ihn lähmte und ihn bis zu seinem Tode nicht mehr genesen ließ; sein rechter Arm blieb steif, und so war ihm auch das einzige und letzte Glück versagt, an seiner Familienchronik schreiben zu können! Mit all' seinem Reichtum ist er doch bettelarm gewesen, denn er lebte einsam und freiwillig verbannt, schwermütig und ungeliebt hier, und ich wüßte nicht, wer das junge Wesen sein sollte, wenn nicht vielleicht eine Tochter des verschollenen Sohnes, an der er nun gut machen will . . .“

„Zum Henker, das wäre eine schöne Geschichte!“ sagte aufspringend Astolf; „hat er denn noch Fühlung mit dem Maler-Sohn gehabt?“

„Darüber kann ich nichts sagen; Ihr wißt ja so gut wie ich, daß er nicht mitteilsam war und daß sein Notar der einzige Vermittler zwischen ihm und den sehr weitläufigen Verwandten war; gerade darum kommt mir der Gedanke, daß dieses Mädchen doch in irgend einer Beziehung zu ihm stehen muß, sonst wäre sie nicht hier.“

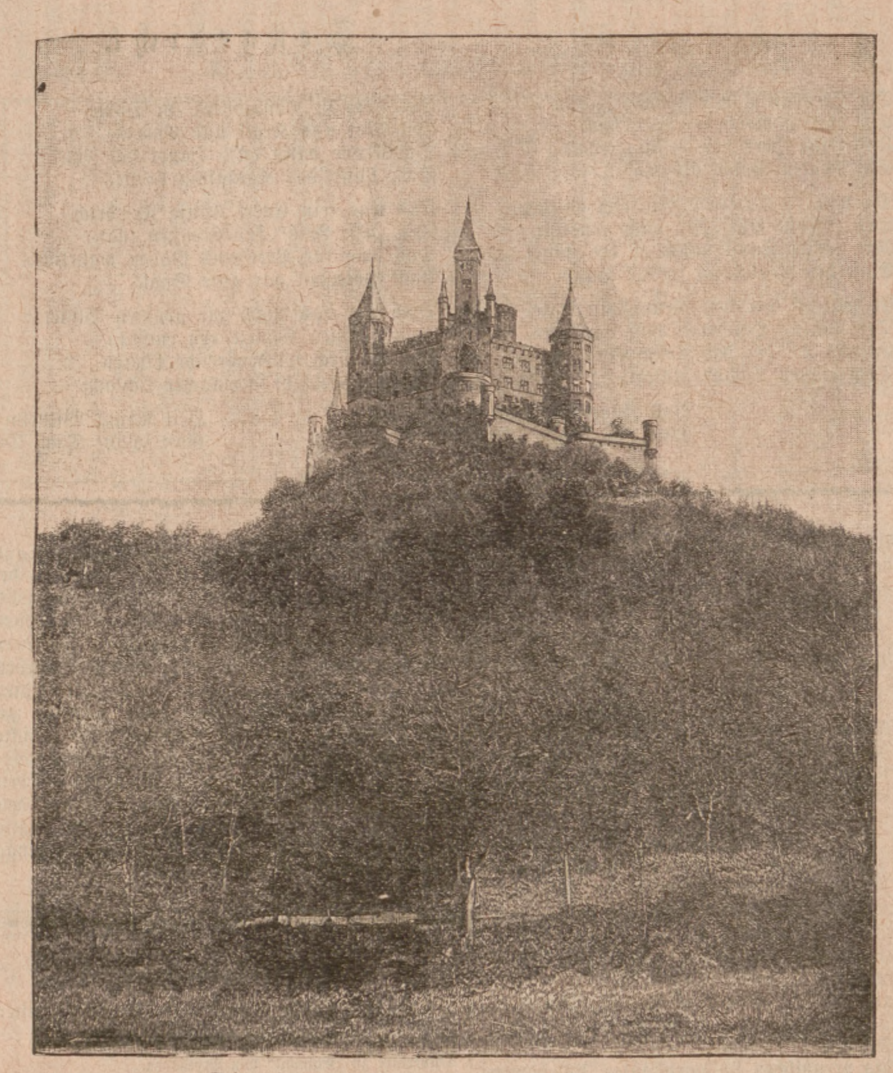
„Aber der Name Aston?“

„Könnte nicht Kurt aus einem letzten Rest von Edelsinn und feinerm Gefühl den alten Namen seiner Väter abgelegt haben, um freier und ungehinderter seiner Kunst zu leben? Vielleicht nahm er den Namen seiner Frau an — wenn er überhaupt die Mißheirat einging!“

„Bum — bum — bum!“ schlug es dröhnend in zwölf langgezogenen Tönen von der Schloßuhr; die tiefherabgebrannten Kerzen warfen lange Schatten in die düstern Ecken und schlaftrunken begleiteten die herbeigerufenen Diener die Herrschaften zu ihren Schlafgemächern. — — — — — — — — — — —

Als Mary Aston die Tafel verlassen hatte, wo sie teilnahmslos für das Geplauder der übrigen nur flüchtig gespeist hatte, schritt sie wie jemand, dem alle Winkel und Ecken des großen weitläufigen Schlosses bekannt sind, den langen Vorflur entlang, bis zum äußersten Ende, wo vor einem Spitzbogenfenster eine weite Veranda sich ausdehnte, auf die in mattem Strahl das Mondlicht fiel. Gegenüber der Terrasse lag das große Turmzimmer mit dem freien, weiten Ausblick über die Wälder, Wiesen und Aecker, das luftige Gemach, wo der greise Schloßherr von Fichteneck seit einer Reihe von Jahren fast ausschließlich gelebt hatte. Eine schwere Thür von Eichenholz mit Eisenbeschlag führte zu dem Raum, heute aber standen die Doppelflügel weit geöffnet und ein starker Duft von Blumen und Laubgewinden drang daraus hervor. Mitten im Raum lag auf einem Katafalk die Leiche des letzten der Edlen von Fichte aufgebahrt, die Wände waren mit schwarzen Behängen ausgeschlagen, auf den schweren, silbernen Leuchtern brannten dicke Kerzen, und eine altdeutsche Ampel, die von der Decke herabhing, beleuchtete grell die eingesunkenen Züge des Toten. Frieden lag auf dem abgezehrten, edlen Gesicht, das ein wallender, schneeweißer Bart umrahmte, und zu seinen Häupten lag ein Kranz von Erika und Farren, der sich ernst und düster abhob von all den leuchtenden, duftenden Gewinden, die der Gärtner seit zwei Tagen unablässig aus den Blumen und Knospen der Treibhäuser gewunden hatte. In einer Ecke, da, wo ein schmales Fensterlein den Blick seitwärts zur Hauskapelle frei gab, saß, die Hände wie im Gebet gefaltet, eine alte Frau im schlichten Gewand der dienenden Klasse. Als Mary Aston geräuschlos eintrat, ging die Alte ihr entgegen, und im Flüsterton sagte sie: „Noch im Grab wird es dem lieben, seligen Herrn wohlthun, daß Sie gekommen sind mit seinen Lieblingsblumen, ihm die letzte Ehre zu erweisen.“

Mary drückte herzlich die welken Hände der Beschließerin und entgegnete mit einem traurigen Blick nach dem Toten:



Die Stammburg der Hohenzollern.

„War es nicht das Wenigste, das ich für ihn thun konnte? Er war stets so gut zu mir, und alles, was ich an Freude genoß, habe ich ihm zu danken; was that ich für ihn denn je, und ist es nicht nur eine Dankschuld, die ich abtrage?“

Dann trat sie leise zum Katafalk und neigte sich über die wächsernen Hände, sie zu küssen; bewegt stand sie dann im Gebet versunken, bis Wenzel, der alte Haushofmeister kam, die Beschließerin in der Leichenwache abzulösen. (Fortsetzung folgt.)



Als die Königin Sophie Charlotte, Gemahlin Friedrich I., Königs von Preußen, 1705 auf ihrem Sterbebett zu Hannover lag, rief sie einer ihrer Hofdamen, die von ihr geliebt wurde und in Thränen schwamm, zu: „Weshalb beklagt man mich? Ich stehe im Begriff, meine Neugier über Dinge zu befriedigen, die mir Leibnitz nie hat erklären können: über den Raum und das Unendliche, über das Sein und das Nichtsein. Dem König, meinem Gemahl, aber bereite ich das Schauspiel eines Leichenpomps, bei welchem er Gelegenheit haben wird, seine Prachtliebe zur Schau zu tragen. Hierin irrte die sterbende Königin auch keineswegs. Nicht weniger als fünf Monate hindurch beschäftigte sich der Hof mit den Vorbereitungen zu einer prachtvollen Beisetzung. Während dieses Zeitraums stand die von Hannover nach Berlin versetzte Leiche der Königin in der Schloßkapelle auf einem kostbaren Trauergerüst, das bei Tag und Nacht von dreitausend Wachskerzen erleuchtet wurde. Wie hätten Krone, Szepter und Reichsapfel fehlen mögen! Hofleute und Wachen umstanden den Sarg einen Tag wie den andern. Als endlich die Zeit der Beerdigung gekommen war, wurde das Pflaster vom Schlosse bis zur Domkirche mit Brettern belegt, die mit schwarzem Tuch überzogen waren. Charlottenburg erhielt seinen Namen von dieser herrlichen Frau, die sich ebenso sehr durch Herzensgüte als durch ihre hohe Bildung auszeichnete. Sie starb am 1. Februar 1705 in einem Alter von 37 Jahren zu Hannover in den Armen ihrer vortrefflichen Mutter Sophie.

Wie des preußischen Soldatenkönigs Potsdamer Riesengarde ein Ende nahm. Als am Mittwoch, den 22. Juni 1740, König Friedrich Wilhelm I. in der Garnisonkirche zu Potsdam beigesetzt wurde, sah man bei der Trauerparade des hingeschiedenen Königs „lieben blauen Kinder" oder das „Corps der großen Grenadiere", auch „Regiment des Königs" genannt, zum letztenmal in seinem ganzen Glanz. Bald darauf wurde es von des Königs Nachfolger, Friedrich II., aufgelöst. Friedrich ließ bekannt geben, daß jeder Grenadier, welcher nicht freiwillig bleiben wolle, seinen Abschied erhalten könne, aber verhältnismäßig wenige machten von dem Angebot Gebrauch, was ganz erklärlich war, da die Leute gut besoldet, viele Frau und Kinder, ja selbst Haus und Hof besaßen. — Nunmehr schritt der König zur Auflösung des etwa noch 3000 Mann zählenden Regiments. Die Gemeinen wurden meist unter Beförderung zum Unteroffizier in andre Regimenter versetzt, und aus den besten (nicht längsten) Leuten ließ Friedrich ein Bataillon „Grenadier-Garde" von sechs Kompanien bilden, welches er unter das Kommando des Generals Einsiedel stellte. Eine beträchtliche Anzahl der „Potsdamer" wurde ferner mit dem bisherigen Kronprinzlichen Regiment vereinigt, dieses auf 18 Kompanien gebracht und unter den Befehl des Prinzen Wilhelm, des ältesten Bruders des Königs gestellt. Das erste Bataillon dieses Regiments führte den Namen „Königliche Leibgarde zu Fuß", die andern beiden bildete die übrige Garde. Ferner wurde ein neues „Garde du Corps" zu Pferde von 2 Schwadronen gebildet, der Kern der gegenwärtigen Garde-Kavallerie. — Ein besonderer Vorgang kam übrigens bei der Auflösung der Riesengarde vor, dessen der Chronist in folgenden Worten gedenkt: „Selbst die entfernten Barbaren mußten hiernächst die Großmut des jungen Königs bewundern. Im Riesen-Regiment hatte sich eines türkischen Paschas Sohn befunden, welcher in ottomanischen Diensten bereits den Rang eines Obristen bekleidet, aber bei Oczakow von den Russen zum Kriegsgefangenen gemacht und dem höchstseligen Könige mit andern Mohamedanern zum Geschenk gesendet worden war. Vergebens hatte sich der Pascha, als er dies in Erfahrung gebracht, eine hohe Kaution zu zahlen erboten. König Friedrich aber schickte sofort gedachten Türken ohne das geringste Lösegeld durch den Obristen von Müchow an den Groß-Botschafter zu Wien, nachdem er noch den Freigelassenen dreimal nach türkischer Art hatte kleiden lassen. Das erwarb ihm nicht geringe Freundschaft bei den Ottomanen."

Festgedicht.

Ein Herzogtum vor grauen Zeiten —
Ein winzig Reich im Weltenall,
Und seine Herrscher — unterthänig —
Sie dienten Polen als Vasall.

Da war es Kurfürst Friedrich Wilhelm,
Der „Große Kurfürst" auch genannt.
Mit starker Faust nahm er die Zügel
Einst der Regierung in die Hand.

Er war es, der den Grundstein legte
Der Polens Herrschaft von sich wies,
Er war es, der das stolze Erbe
Dem eignen Sohne hinterließ.

Der dort zu Königsberg im Dome
Mit Mut und Kraft und Energie,
Die Krone dann aufs Haupt sich setzte,
Dem Land das Königtum verlieh.

Und was sein Enkel König Friedrich,
Der „alte Fritz" für Preußen that,
Das trug für Preußens Boden wahrlich
Auch späterhin gar gute Saat.

Doch wer das Reich zur größten Blüte,
Zum höchsten Glanze erst entfacht —
Sei es durch friedensreiche Thaten,
Sei's im Gewühl so mancher Schlacht —

's war einzig Wilhelm nur „der Große,"
Wie ihn sein Volk mit Recht benannt,
Er gab erst Preußen seine Größe
Sein weiter Blick das Rechte fand.

Ein jedes Herz schlug für ihn freudig,
Entgegen es dem König strebt' —
Nahm uns auch Gott den greisen Helden
Sein Bild im Volke ewig lebt.

Zweihundert Jahre sind verflossen
Daß Preußen heute Königtum,
Hell braust durchs Land die frohe Kunde,
Laut tönt es rings zu Deutschlands Ruhm.

Voll Zuversicht blickt jeder freudig,
Was uns die Zukunft bringt, ist gleich,

Heil König Wilhelm Dir, dem Zweiten,
Gott schütze Dich, Dein Volk, Dein Reich.

Gnirhi.

Konzert-Programm

zur Krönung König Wilhelms I. im Moskowiter Saal in Königsberg am 19. Oktober 1861:

1. Ouverture zu „Egmont" von Beethoven.
2. Begrüßungs-Chor der Jungfrauen und Männer aus „Judas Maccabäus" von Händel.
3. Ave Verum, Chor a capella, gesungen vom königlichen Domchor, von Mozart.
4. Scene aus „Orpheus," gesungen von Frau Jachmann-Wagner und dem Chor, von Gluck.
5. Ouverture zu „Struensee" von Meyerbeer.
6. „Dies ist der Tag des Herrn," Männer-Chor a capella gesungen vom königlichen Domchor, von Conradin Kreuzer.
7. Priester-Marsch aus „Athalia" von Mendelssohn.
8. Krönungs-Psalm von Händel.

Höhere Bedientensprache. Der Leibjäger des Herrn Grafen S. meldet seinem Herrn, daß der Herr Domänenrat im Vorsaal sei und um eine Audienz bitte. „Frag' er ihn, in welcher Angelegenheit er zu mir komme!" lautet der Bescheid, worauf der Diener verschwindet und bald darauf wieder mit der Meldung erscheint: „Gnädiger Herr Graf, der Herr Domänenrat will mir die Ursachen seines Daseins durchaus nicht angeben."

Ein Engel blickt aufs Kind. Eine junge Frau saß am Fenster und nähte: ihr kleines, fünfjähriges Töchterchen spielte mitten im Zimmer an einem mit Porzellansächelchen bedeckten Tischchen. Das Zimmer lag nach dem Hofe zu, und man hörte keinen Laut außer dem Plaudern des Kindes. Plötzlich sprang dieses auf und kletterte auf das Fensterbrett. „Hörst Du, Mutter, eben rief es: Tonchen! gewiß war das mein lieber Papa, er will mich sehen!" — Die Frau sah hinaus, es war aber niemand auf dem Hof und sie erstaunte, denn sie hatte keinen Ruf gehört. Das Kind spielte weiter, da sprang es wieder auf und behauptete abermals, man hätte: „Tonchen!" gerufen. Die Mutter hat auch diesmal nichts gehört, und kein Mensch war weit und breit zu sehen. Eben wollte das Kind zu seinem Tischchen zurückkehren, da fiel der Kronleuchter klirrend von der Decke nieder, zerschlug Tisch, Stühlchen und Porzellan-Spielzeug, und die Glasverzierungen flogen weit umher. — Mutter und Tochter sahen entsetzt der Verwüstung zu. Erstere drückte dann ihr Kind sprachlos ans Herz, und dieses sagte ernsthaft: „Da hat mich gewiß ein Engel aus dem Himmel angerufen, liebe Mutter!" —

Abkürzung. „Aber ich bitte, verehrte Freundin, Sie nennen mich immer Frau Tambour-Majorin. Lassen Sie doch zwischen uns jede Etikette bei Seite und nennen Sie mich einfach: „Liebe Majorin!"

Fest-Aufgabe

von P. Rieckhoff.

Sedanfeier, Soldatenbrief, Infanterieregiment, Husarengeneral, Brandenburg, Oberstleutnant, Wallenstein, Feldzeichen, Eichenlaub, Schulkinder, Schiffsjungen, Barbarossa, Fischfang, Australien, Steinobst, Kreuzergeschwader, Suezkanal, Rittmeister.

Obige Wörter sind untereinander zu stellen und so lange seitwärts zu verschieben, bis zwei senkrechte Reihen je einen bekannten Namen aus der vaterländischen Geschichte bezeichnen.

Buchstabenrätsel.

(Für unsre Kleinen.)

Wer es mit Z stets überreichlich hat,
Der meistens lacht!
Schreibst Du's mit B, wird manches Hausgerät
Daraus gemacht;
Mit L hat es ums Recht der Erstgeburt
Jemand gebracht.

Rätsel.

Dem Krieger, den's mit z nicht bringt zum Weichen
Wird dies zur d gewißlich nicht gereichen.

F. v. Minra.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Buchstabenrätsels: **Vorboten, Verboten;** des Rätsels: **Brocken;** der zweisilbigen Scharade: **Mailand.**

Verantwortl. Redacteur A. Ihring, Berlin.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.